

Barry Watt

Von der Fähigkeit, in
Spaltung allein zu sein:
Therapeutische Arbeit
mit Obdachlosen

Ich möchte im Folgenden über eine grundlegend andere therapeutische Ausrichtung innerhalb der Übertragung nachdenken, die ich beim Übersetzen der klinischen Arbeit in eine besondere Praxis als hilfreich empfunden habe und die in der Lage ist, Menschen ohne Obdach zu begegnen. Diese Übersetzung hängt entscheidend von einem veränderten Begriff der Grundlagen der therapeutischen Begegnung ab, auf die ich im Folgenden eingehen möchte. Das Experiment meiner Darstellung dieser Ideen wird darin liegen zu versuchen, einige Konsequenzen herauszuarbeiten, die aus einer Ruhigstellung der Kategorie des »Eigentlichen« in der Psychoanalyse resultieren, wobei dieses gleichzeitig als das Eigene gehört werden sollte oder sich auf Subjekte bezieht, die als primär selbstbestimmt und in sich eingeschlossen begriffen werden, entweder als eine Eigenschaft, ein Attribut oder als Besitztum, aber auch als das, was als angemessene oder richtige erkenntnistheoretische und soziale Distanz zwischen so begriffenen Subjekten zulässig ist. Vieles von dem, was ich zu sagen habe, könnte als radikale psychoanalytische Erweiterung und Anwendung der Kritik des kanadischen Politikwissenschaftlers C. B. Macpherson begriffen werden. Seine Kritik richtet sich auf die

Beziehungen zwischen Menschen, die er als Dynamiken des »besitzergreifenden Individualismus« bestimmt hat. Diese Dynamiken erkannte er in Gesellschaften, die überwiegend durch die Kräfte des Markts und kapitalistische Beziehungen beeinflusst werden.¹

Um einen Einstieg in dieses Thema zu finden, sollte man beginnen, die Psychoanalyse innerhalb der liberalen philosophischen und kulturellen Tradition zu verorten. Also als eine Theorie-Praxis, die Subjekte in ein klinisches Szenario bringt, die sich idealerweise als ursprünglich selbstbesitzend, quantitativ eigenständig und qualitativ unterschiedlich begreifen und dementsprechend miteinander umgehen – prinzipiell ist es im Idealfall so, praktisch nicht immer. Man geht also von Subjekten aus mit spezifischen, unveräußerlichen Eigenschaften und Besitztümern, die nicht mit anderen geteilt werden. Kurz: begüterte Subjekte. Ungeachtet der inter- und transsubjektiven Prozesse versuchen Kliniker_innen, die sich mit Aspekten der (sehr unterschiedlichen) relationalen und lacanschen Traditionen beschäftigen, solche Prozesse zuweilen vielleicht als ein Verwischen der subjektiven Grenzen zu charakterisieren; dennoch wird eine ursprüngliche Segregation und Selbstbesitz vorausgesetzt, beibehalten und sogar aufgewertet.

In diesem Fall stellt sich die Frage nach möglichen Konsequenzen für die Psychoanalyse, die aus einer Aufhebung ihrer an Eigentum gebundenen Konventionen resultieren. In Zeiten des Neoliberalismus, der sich in einem transglobalen System der Aufrechterhaltung und Verewigung aller Aspekte des Eigenen verwirklicht, ist dies nur schwer vorstellbar. Dominierend ist ein unermüdliches Eindringen von Kapital in alle Bereiche unserer sozioökologischen Lebenswelt, die so vollständig in Objekte privater Urheberschaft und profitablen Tauschs transformiert wird, wobei es jeden Zentimeter in Objekte des Privateigentums und des gewinnbringenden Austauschs verwandelt, und zudem dominieren die alles umhüllenden Matrizen der Identität, mit einer Prämie auf die Selbstdarstellung persönlicher Eigenschaften.

Über die unterschiedlichen Traditionen hinweg ist die Psychoanalyse gut geeignet für unser gegenwärtiges Umfeld. Gerade dann, wenn sie dazu einlädt, uns auf miteinander unvereinbare

Projekte einzulassen wie, laut Lacan, »die Identifikation mit unseren Symptomen« oder dem Erfassen unserer »Individuationsreise«, wie die Jungianer es ausdrückten. Natürlich nähert man sich im Rahmen dieser Eigeninvestition und Identitätserweiterung einem Widerspruch: Um mich selbst als Individuum erfahren zu können, muss ich kontinuierlich meine Abhängigkeit von anderen erzeugen. Sie ist Bedingung dafür, die Anerkennung und Bestätigung anderer mir gegenüber sichern zu können, und evoziert eine paradoxe Erinnerung an eine vermeintliche Witzelei der amerikanischen Anthropologin Margaret Mead: »Denk immer dran, du bist ein Individuum wie alle anderen auch ... «

Eine unmittelbare klinische Notwendigkeit für die Übersetzung der Psychoanalyse in nicht besitzergreifende Termini entsteht, sobald man therapeutisch mit Menschen zusammenarbeitet, denen die Gesellschaft die soziale und kulturelle Gleichwertigkeit vorenthält. Ihnen wird die Anerkennung und Bestätigung ihres symbolischen und auch kulturellen Kapitals verweigert. Es kommt zu ihrer Absonderung in soziale und geografische Schwellenräume, die temporär und vorübergehend sind. Dies äußert sich bereits in der Art ihrer Benennung: Obdachlosenheim, Herberge und Resozialisierungseinrichtung. Obdachlose werden – sowohl symbolisch als auch buchstäblich – wirksam unsichtbar gemacht. Sie verschwinden, werden zu fremden Einwohnern, Staatsbürgern ohne Staatsbürgerschaft, denen eine Stimme und der Zugang zu einer Gerechtigkeit, die mit Zeugenaussagen gestützt werden könnte, verwehrt bleiben.

Bei Obdach besitzenden Menschen provozieren Obdachlose ein Spektrum widersprüchlicher und zutiefst konfliktreicher Reaktionen. Diese reichen von Ekel über Mitleid bis hin zu Hohn und Engagement. Möglicherweise ist dies so, weil obdachlose Menschen in sichtbarer Form an öffentlichen Orten erscheinen: Bei Regen sind sie unter Straßenunterführungen zusammengekauert, sitzen zitternd auf Parkbänken oder außerhalb der U-Bahnstation und warten, dass sich etwas ändert. Für die Meisten sind sie Drückeberger, keine Arbeiter, Nichtsnutze statt Zielstrebige, ein soziales Ärgernis, Schandfleck, der mit dem morgendlichen Müll weggefegt werden muss. Für die Mitfühlenden sind sie exzentrische und farbenfrohe ortsansässige Charaktere, faszinierende Fall-

beispiele, die akut Gefährdeten, sind Heilige der sozialen Ausgrenzung, seliggesprochene Objekte, die besondere Fürsorge, Aufmerksamkeit oder Hingabe verdienen. Für die für sie zuständigen klinisch Arbeitenden und das Betreuungspersonal stellen sie oft noch Menschen im Werden dar, die bislang nicht vollständig geformt sind. Sie sind weder Handelnde noch dazu geschaffen, als solche zu agieren. Sie finden sich an den Rändern des den Behörden Fassbaren bis eine entsprechende Pathologisierung erfolgt. Sie sind bewegliche diagnostische Zielscheiben, die am besten im gigantischen Netz der Sozialfürsorge gefangen werden. Um angemessen klassifiziert, überwacht und therapiert werden zu können, werden sie in den Dienstleistungssektor manövriert. Schließlich werden sie als körperlich und sozial gesäuberte Seelen wiedergeboren. In der Sprache der *high theory* sind obdachlose Menschen schmerzhaft rohe Exemplifizierungen dessen, was die Anthropologin Mary Douglas als »matter out of place« beschreibt.² Sie verkörpern die symbolische und gesellschaftliche Schwelle zwischen den Reinen und den Unreinen oder den *homo sacer* des Philosophen Giorgio Agamben.³ Ein Mensch, der eingebunden und zugleich ausgeschlossen, heilig und verflucht ist, den jeder töten, doch niemand opfern kann.

Für diejenigen unter uns, die obdachlose Menschen unterstützen, ist dieses Thema der *Liminalität* allgegenwärtig. Obdachlosenhelfer beobachten häufig, dass diejenigen, die an den sozioökonomischen Rändern überleben, zugleich auch unterschiedliche psychische Positionen einnehmen, die ebenfalls marginal sind. Die abschreckende Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) wird zu einer allzu leichten Auffangkategorie für Menschen mit unvorstellbar traumatischen, persönlichen und präpersonalen Geschichten. Der Zustand ihres physischen, sozialen und geografischen »Zwischen« führt unversehens zu Charakterisierungen eines psychischen »Zwischen«. Auch bei Vermeiden des Ausdrucks BPS bleibt die Trope des »psychischen Hinterlands« allgegenwärtig. Kliniker_innen, die innerhalb eines breit angelegten Bereichs der Bindungstheorie arbeiten, artikulieren beispielsweise die Schwierigkeiten, mit denen sie sich in der Arbeit mit Obdachlosen konfrontiert sehen, mit Bezug auf »kompromittierte relationale interne Arbeitsmodelle«, die durch ungeeignete und frühzeitige

Bindungsmuster gestört worden seien, was so zu Kategorisierungen von »ängstlich-ausweichenden« oder »unsicheren« Arten von Bindung führt. Diejenigen, die in der Tradition der Objektbeziehungen stehen, könnten sich auf Henri Reys kraftvolle Metaphern des »klastro-agoraphobischen Dilemmas«, des »marsupialen Raums«⁴ und der »Backsteinmutter« berufen⁵; ebenso auf John Steiners berühmten post-kleinianischen Vorschlag für »psychischen Rückzug«, einen hypothetischen Zufluchtsort zwischen den »paranoid-schizoiden« und »depressiven« Positionen, oder zuletzt auf John Adlams und Chris Scanlons psychologische Vorstellung der »obdachlosen Psyche«.⁶

Reys »klastro-agoraphobisches Dilemma« dramatisiert auf anschauliche Weise die reale Doppelbindung vieler obdachloser Menschen: die unmögliche Wahl zwischen Ersticken und Gefangenschaft – entweder tatsächlich drinnen oder im übertragenen Sinne in einer einengenden Beziehung – oder Verlassenheit und Unsichtbarkeit draußen auf den Straßen. Obdachlosigkeit gilt als ein Versuch, Probleme im psychischen Leben durch Strategien der Auseinandersetzung mit dem physischen Raum zu lösen. Existenzielle Zuflucht wird in zwielichtigen Formen des Daseins gesucht, so beispielsweise durch das temporäre Wohnen in »marsupialen Räumen«. Üblicherweise werden dabei zu einem hohen emotionalen Preis spannungsreiche und fragile Bindungen an Hilfseinrichtungen erzeugt, die als Ersatz für »Backstein-Mütter« fungieren. In der Navigation auf Pfaden und sicheren Routen, die kontinuierlich entlang der Abbruchkanten zahlreicher psychologischer Grenzen verlaufen, würden die Hilfseinrichtungen zu Stellvertretern – den »Backstein-Müttern«. Lacanianer könnten diese Metaphern in ihr Vokabular übersetzen, indem sie Obdachlosigkeit als eine Antwort auf Sackgassen und Irrwege in den Registern des Imaginären und Symbolischen durch »Konstruktionen im Realen« auffassen. Die obdachlose Person könnte eine sinnbildliche Figur ihres Konzepts des »Extimen« darstellen: jemand, dessen Leben in der Art des »außen-innen« gelebt wird; in einer Dichotomie zwischen privat und öffentlich, das Innere und Äußere ineinander verflechtend.

Ich persönlich muss mich jedoch über solch scheinbar unparteiische Analysen des psychischen »Zwischen« von Obdachlosen

wundern. Dies ist riskant, wenn man bedenkt, wie sehr Konfigurationen des »Zwischen« derzeit geschätzt werden, die starren Binaritäten, Polarisierung und Spaltung vermeiden, bis hin zu reichen und sinnträchtigen Nuancen, die Ausgewogenheit und die Fähigkeit suggerieren, mehrere Unterschiede gleichzeitig zu halten und zusammenzudenken, ohne eine erstickende Gleichheit zu erzwingen. Um Missverständnisse zu vermeiden, ist es wichtig hervorzuheben, dass ich die hier von mir kritisierte Anwendung der Modelle des »Zwischen« in anderen klinischen Kontexten nicht komplett verwerfe. Ebenso wenig, wie ich ihnen die potenzielle Nützlichkeit in vielen gegenwärtigen sozialen und politischen Umbrüchen aberkenne. Ich habe jedoch das Gefühl, dass ein »Zwischen« als spezifische klinische Bezeichnung für obdachlose Subjekte unabsichtlich narzisstische Projekte der beruflichen Immunisierung und sozialen Hygiene fördert, weshalb diese Bezeichnung zugleich herabwürdigend und stigmatisierend ist. Sind solche Analysen nicht das Produkt einer zutiefst ambivalenten behausten Gesellschaft? Projektionen auf diejenigen, die ein Leben in Angst vor wirtschaftlicher Unterdrückung führen, in einer Gesellschaft, in der emotionales Überleben sich auf Kosten kultureller Verachtung und sozialem Auslöschen verwirklicht? Laplanchianer würden möglicherweise fragen, ob wir nicht zutiefst rätselhaft Nachrichten – unübersetzbare Nachrichten – um die Bedeutungen von Obdachlosigkeit herum aussenden, welche dazu führen, dass wir die bereits am meisten Entfremdeten unter uns noch weiter entfremden. Wie auch immer wir versuchen, den klinischen Kuchen mit unseren theoretischen Spekulationen zu teilen, distanzieren und desinfizieren wir uns selbst wiederholt in vielen unserer Ausdrücke des »Zwischen« von den entsetzlich gewaltsamen und herabwürdigenden, persönlichen Geschichten, den Hinterlassenschaften intergenerationaler Traumata und den frühen Erfahrungen vielfältiger wirtschaftlicher und sozialer Entbehrungen, die für die Mehrheit der Geschichten obdachloser Menschen charakteristisch sind.

Sie lassen sich mehrheitlich durch ein Erbe der generationenübergreifenden Traumata und die frühen Erfahrungen von unterschiedlichstem ökonomischen und sozialen Mangel charakterisieren. Indem wir bestimmte Mitglieder unserer Kommunen,

vor allem in der sublimierenden Sprache der Theorie, als sozial und physisch verloren, buchstäblich und metaphorisch obdachlos beschreiben, befähigen wir Kliniker_innen dazu, aufkommende Ängste bezüglich ihres eigenen Potenzials für physische und psychische Verwerfung einzudämmen. In der Sprache, die wir verwenden, um über unsere klinischen und sozialen Eingriffe zu informieren – seien es realistische Porträts, scheinbar wertfreie »empirische« und »objektive« klinische Beobachtungen oder die idealistischen Spekulationen der Theorie – beschämen und erniedrigen wir obdachlose Personen fortwährend und verbannen sie an die Ränder: Sie sind weder das eine noch das andere, weder hier noch dort. Letztlich dient ein solches »Zwischen« nicht als angemessene soziale, psychodynamische Beschreibung oder klinische Diagnose. Im Sinne Pierre Bourdieus ist es ein Verrat an der Notwendigkeit, soziale Unterschiede durch die Einrichtung und Regulierung »angemessener« sozialer, persönlicher und epistemologischer Distanz zu kontrollieren. Denjenigen von uns, die mit Obdachlosen zusammenarbeiten, ermöglicht es eine angemessene Distanz zu wahren, derweil wir das Privileg eines Dachs überm Kopf genießen und das Eigentum schützen, welches wir am meisten fürchten zu verlieren: unseren Verstand und unseren Körper.

An diesem Punkt sollten wir die Obdachlosen selbst anhören. Was fordern sie, sobald sie eine Therapie beginnen? Wie alle Menschen, fordern sie natürlich alle möglichen Dinge. Angefangen mit der Aufarbeitung ihrer traumatischen Geschichten oder dem Beistand beim Trauern um Angehörige. Sie stellen Fragen bezüglich familiärer Streitigkeiten oder der Themen Sexualität und Gender. Sie suchen einen Zufluchtsort, um über Stimmen und Visionen oder idiosynkratische Überzeugungen sprechen zu können. Eine Sache sticht jedoch heraus: Der Wunsch nach einer regulären Zeit und einem Raum, um in der Gesellschaft eines Anderen allein zu sein. Mit jemandem, an dessen Seite man einfach nur still dasitzen kann und der nichts von einem verlangt. Der Wunsch nach einer Pause von den Menschen, mit denen sie sich gegenwärtig einen Schlafrum teilen, oder nach einer Auszeit von den mürrischen Blicken der Pendler_innen und Ladenbesucher_innen der Stadtzentren. Es soll nicht bloß ein weiterer Termin

innerhalb des Karussells von Sozialarbeiter_innen, Projektarbeiter_innen, Beamt_innen vom Wohnungsamt, dem Tagespersonal, dem Nachtpersonal, Ärzte_innen, Krankenpfleger_innen sein, die es alle besser wissen und verschiedene Projekte der »Rehabilitation« und »Genesung« empfehlen. Natürlich sind obdachlose Menschen häufig allein. Viele nehmen lange Zeiträume frei gewählter Isolation in Anspruch. Aufgrund von unterschiedlichen persönlichen Gründen verschwinden sie oder tauchen unter. Dies ist jedoch nicht dasselbe wie die Möglichkeit, allein, wirklich allein zu sein, gemeinsam mit jemand anderem, sogar wenn dieser jemand ein_e erfahrene_r Therapeut_in ist.

Ich hoffe, dass die Anspielung auf Winnicott⁷ unmissverständlich ist, denn das ist der Kern des Falls, den ich heute in groben Zügen zu skizzieren versuche. Für die Anpassung des therapeutischen Rahmens reicht es nicht aus, dass der/die Therapeut_in selbst eine starke Fähigkeit hat, allein zu sein, insbesondere im Falle ausgedehnter emotional erschöpfender und desolater Übertragungs-Gegenübertragungszustände. Dennoch erachte ich dies als eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass überhaupt etwas Bedeutendes geschehen kann. Es reicht nicht aus, den anderen psychisch zu betreuen und dabei symbolisch Raum für die Zurückhaltung des therapeutischen Verstands bereitzuhalten und zu gewähren. Der/Die Therapeut_in muss, soweit es psychisch irgendwie geht, riskieren, dass ihm die Anderen das Dach über dem Kopf, den Schutz wegnehmen, und den anderen dazu befähigen, dies mit ihm zu tun. Es geht darum, eine Fähigkeit zu entwickeln, den anderen, in einer Art Abgespaltenheit allein zu lassen: »to cleave the other alone«. Im doppelten Sinne von »cleave«: durch das radikale Zergliedern und Loslösen von sich selbst als Subjekt schafft der/die Therapeut_in einen Raum der Übertragung, der therapeutischen Zugehörigkeit und des therapeutischen Potenzials. Dadurch wird die von Obdachlosigkeit betroffene Person dazu befähigt, den/die radikal enteignete_n Therapeut_in als ein Mittel zu nutzen, um wieder einen Tunnel zurück in die Welt zu erhalten, die sie ausgewiesen hat.

Indem ich »dem_der anderen erlaube, mich des Dachs über dem Kopf, des Schutzes zu berauben«, erweitere und radikalisiere ich Freuds bekannte, technische Beschreibung der therapeutischen

»Neutralität« und der »Aufhebung des Urteils«, Bions Modell des »container-contained« und Winnicotts »primary maternal preoccupation«. Dies betrifft ebenso die Minimalisierung des narzisstischen Selbstinteresses, die in verschiedenen Ausrichtungen der Psychoanalyse empfohlen wird. Die eben genannten Referenzen beschreiben tranceartige Zwischenzustände, die potenziell in der Übertragung rekapituliert werden. Sie bewegen sich entlang der Grenzen von Schlafen und Wachsein, Passivität und Aktivität. All dies sind Zustände des »Zwischen«, von denen ich behaupte, dass sie charakterisieren und maßgeblich beeinflussen, wie die Selbstwahrnehmung obdachloser Menschen durch Nachrichten beeinflusst wird, die ihnen von der behausten Bevölkerung vermittelt werden. Es reicht nicht aus, sich auf die psychologische Auslegung des von Dominique Scarfone aufgegriffenen Ansatzes der »passability« (*passabilité*) zu berufen, der erstmals durch Jean-Francois Lyotard begründet wurde.⁸ In diesem Ansatz wird ein Zustand der Empfänglichkeit impliziert, der jegliche Begründung von Bedeutung oder Interpretation ablehnt. Ein Konzept eines therapeutischen Zusammentreffens, das R. D. Laing vermutlich ansprechend gefunden hätte. »Der Therapeut ohne Eigenschaften« könnte die erste Formulierung dieser Position innerhalb der Übertragung sein. Dies ist jedoch immer noch eine liminale Position, aufgehoben zwischen Etwas und Nichts. Sie kennzeichnet primordialen Selbstbesitz und die Person selbst als minimal besitzergreifend. Es wird die Beständigkeit eines anfänglichen Eigentums impliziert, sobald man eigenschaftslos oder weitestgehend des persönlichen und beruflichen Narzissmus beraubt ist. Es gewährt ein symbolisches, subjektives »Zuhause«, in das man wahlweise zurückkehren kann, welches mit zweitrangigem Eigentum und Eigenschaften zu vereinbaren ist.

Ein Fortschritt besteht darin, den/die Therapeuten_in als jemanden zu charakterisieren, der/die sich darum bemüht, Bions Formulierung der »thoughts without thinker« oder alternativ der »thoughts that think themselves« exemplarisch darzulegen. Dadurch wird eine Bedeutung der Subjektivität erfasst, die des Eigentums entäußert ist, denn es gibt kein primäres Eigentum, die man sich zuschreiben kann. Präziser ist jedoch noch Harold Searles' bemerkenswerte technische Beschreibung, nach der

der/die Therapeut_in sich in einen psychotischen Raum begibt: »Hoffentlich wird der Therapeut bis zu einem begrenzten, selbstanalytisch erfassbaren Grad [...] ein Gebiet der Gegenübertragungs-Borderline-Psychose oder sogar der Gegenübertragungs-Psychose entwickeln.«⁹ Searles bezieht sich auf die Arbeit mit den nach ihm benannten »Borderline«-Fällen. Diese kann als eine Beschreibung gelesen werden, welche, ausgehend vom Eigentum, die gängige Unterscheidung zwischen einem selbstgenügsamen Subjekt und seinem symmetrisch eingekapselten Anderen aufhebt. In der Auseinandersetzung mit dem sozial und symbolisch abgeschafften Anderen schlage ich deshalb eine Position der Übertragung vor, in der die Idee eines souveränen Selbst vermieden wird. Eine Position, in der die Negation des/der Therapeuten_in als souveräne Subjektivität mit der sozio-symbolischen Negation der Subjektivität des Anderen in einem kollaborativen Projekt des »Negierens der Negation« sich überschneidet und einen neuen Horizont des Zusammenseins eröffnet.

Durch das Verwerfen einer Subjektivität, die als souverän und selbstbesitzend wahrgenommen wird, erweisen sich die Ansätze des »Zwischen« als ungültig. Es existieren keine unterschiedlichen Objekte und somit auch nichts, was »dazwischen« liegt. So lässt sich ein fehlerhafter Schluss vermeiden, der erzwingt, sich entweder zwischen der Privilegierung einer Metaphysik der Anwesenheit oder Abwesenheit zu entscheiden oder zwischen einer Politik des Gleichen und Verschiedenen. Beim Nachdenken über die politischen Aspekte einer solchen Umgestaltung ist es hilfreich, zum Schluss kurz die Arbeit des italienischen Philosophen Roberto Esposito über Gemeinschaft zu erwähnen.¹⁰ Esposito analysiert Philosophien der Relationalität, indem er die Kategorie des Eigenen in der westlichen, metaphysischen und soziopolitischen Tradition dekonstruiert. Zugehörigkeit und Relationalität basieren nicht mehr auf atomisierten Subjekten und Konditionen des Zusammenseins, bezogen auf Vorstellungen des gemeinsamen Habens, Nehmens oder Teilens. Stattdessen bauen sie auf Verschuldung und der gegenseitigen Verpflichtung, etwas zu geben, auf. Frühere Modelle der Zugehörigkeit, wie Freuds Gruppenpsychologie, sieht Esposito in Exklusion und Immunität begründet und nicht in authentischer Inklusion und Gemeinschaft. Unter

freudischen Bedingungen verläuft die Konstitution von Zugehörigkeit narzisstisch. Sie wird durch eine kollektive und laterale Identifikation mit einem geteilten, vertikalen Ich-Ideal, ähnlich einer Sprache, einer Führungsposition, einem Ethos oder Territorium, begründet. Esposito schlägt stattdessen eine alternative, melancholische Grundlage für Gemeinschaft und Relationalität vor, basierend auf dem Bekenntnis von Verlust und einer radikalen Enthüllung der Andersartigkeit, die aller possessiver und souveräner Identität entäußert ist. Dieser Art des Charakterisierens, mit dem versucht wird darzulegen, wie der/die Therapeut_in danach strebt, selbst und zugleich mit der Person zu sein, die Obdachlosigkeit erlebt, korrespondiert mit meiner Erfahrung der Übertragung-Gegenübertragung und der klinischen Arbeit mit denjenigen, die sozial ausgelöscht wurden.

Ich habe vorgeschlagen, dass die primäre Bedingung für die Ausweitung der psychoanalytischen Arbeit auf Menschen, die Obdachlosigkeit erfahren, durch eine Suspendierung der Kategorie des Eigenen und all seiner Elemente erreichbar ist. Eine Suspendierung, die mit einer Kritik der neoliberalen, sozioökonomischen Bedingungen einhergehen muss, die größtenteils, wenn nicht sogar ausschließlich, die Erzeuger von Obdachlosigkeit sind und die erfolgreiche klinische Einbindung der Obdachlosen erschweren. Natürlich bleibt noch vieles unbeantwortet. Es wurden eher noch weitere Fragen aufgeworfen als beantwortet. So ist zu fragen, was es bedeutet, Theorien in Abwesenheit von Referenzrahmen zu entwickeln, die sich um den Besitz von Eigentum herum konstituieren, sowie insbesondere, welche Konsequenzen dies für die Theoretisierung der Subjektivität hat. Fragen, auf die ich hoffentlich in Zukunft zurückkommen werde, um sie zu vertiefen. Eine solche Theoretisierung versucht über die Objektbeziehungstheorie- und Beziehungstheorie ebenso wie die Entwicklungs- und Bindungstheorien hinauszureichen und auch den Lacanismus zu untergraben, indem sie sogar dessen »entessenzialisiertes« und verdrängtes Subjekt als einen Effekt von Sprache zum Einsturz bringt. Dieses Subjekt wird gemäß Lacans berühmter Formulierung verstanden, »als das, was ein Signifikant für einen anderen Signifikant repräsentiert«.

Bei der Artikulation einer überzeugenden, inklusiven Psychoanalyse müssen wir deshalb damit anfangen, uns den/die Therapeut_in nicht als Träger_in von Attributen, als Besitzer_in bestimmten Eigentums, Fachmann_frau spezifischer Funktionen oder Hüter_in eines therapeutischen Rahmens vorzustellen, sondern als einen Bruch an Offenheit und Selbstentblößung in einer ansonsten rasch immunisierenden und einschließenden Welt. Eine Offenheit, die sich nicht an jemanden oder bestimmte Andere, sondern an das Anderssein selbst richtet. —

(Übersetzt aus dem Englischen von
Tara O. Sullivan und Marcus Coelen)

- 1) Macpherson, C. B.: *The Political Theory of Possessive Individualism*. Oxford University Press, 1964.
- 2) Douglas, Mary: *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*. Routledge, 1966.
- 3) Agamben, Giorgio: *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Übers. aus dem Italienischen von Hubert Thüring. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998.
- 4) Das ist der Raum im Beutel von Beuteltieren [A. d. Ü.]
- 5) Rey, Henry: *Universals of Psychoanalysis: In the Treatment of Psychotic and Borderline States*. Free Association Books 1944
- 6) Scanlon, C., and Adlam, J.: »Housing unhoused minds: Complex multiple exclusion and the cycle of rejection revisited«. In: *Psychoanalytic Thinking on the Unhoused Mind*. Hg. von G. Brown, Routledge, 2014
- 7) Winnicott »The Capacity to be alone«. In: *International Journal of Psychoanalysis* 39 (1958). S. 416–420. Der Autor betitelt seinen Aufsatz mit einem Wortspiel, das er hier und infolge wiederholt: »The Capacity to cleave alone« spielt auf Winnicott's Beitrag an, lässt aber auch die Fähigkeit, den anderen allein zu lassen (leave), anklingen. Der Titel kann also so viel wie »Die Fähigkeit, allein zu spalten« heißen.
- 8) Scarfone, Dominique: *The Unpast: The Actual Unconscious*. Übers. von D. Bonnigal-Katz, The Unconscious in Translation 2015
- 9) Searles, Harold: »The Countertransference with the Borderline Patients«. In: *Essential Papers on Border-line Disorders: One Hundred Years at the Borderline*. Hg. von M. H. Stone, New York University Press, 1986, S. 511
- 10) Esposito, Roberto: *Communitas. Ursprung und Wege der Gemeinschaft*. Übersetzt aus dem Italienischen von Francesca Raimondi und Sabine Schulz, Zürich, Berlin: diaphanes 2004